

Nr. 206. Bromberg, den 7. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

8. Fortsetzung.

Der Bauer erwachte. „Mutter, war denn das unser Junge?"

„Ja, Vater, das war unser Junge, so ehrlich und so gut wie er ist. — Und nun, Vater, tu mir die Liebe und rede dich aus. Was ist gewesen?"

„Was soll gewesen sein? — Nix ist gewesen." Und langsam wieder der alte werdend: „Soll ich mir Vorschriften machen lassen? Nehme ich den Hof mit? Ist es zuviel verlangt, daß die künftige Hohlöfnerin fünftausend Taler mitbringen soll?"

„Vater, warum hast du mich geheiratet? Soll ich jetzt, nach siebenundzwanzig Jahren, hören, daß du mich bloß genommen hast, weil ich Geld hatte?"

„Mutter, red kein dummes Zeug."

„Ich laß nit nach, Vater, ich will wissen, warum du mich gefreit hast. Hättest du mich auch genommen, wenn ich so arm gewesen wäre wie das Mariele?"

„Himmel, Herrgott!"

„Laß das Fluchen! Ich kenn dich besser, wie du denkst. Mir machst du nix vor. Ich werde auch noch hinter das kommen, was dich heute kopfscheu macht. — Also du hast das Geld geheiratet, nit mich?"

Der Bauer sprang auf, rannte hin und her, tobte, fluchte, wütete gegen sich selber, bis es ihm herausfuhr: „Der Hund! Das will ich ihm gedenken!"

Minna Korn nickte, lächelte ein ganz klein wenig bitter, aber sie blieb beharrlich. „Keine Antwort ist auch eine Antwort." Und, auch ein wenig schauspielernd: „Ist bitter, das nach beinahe dreißig Jahren zu hören, wo ich dich doch so . ."

„Hör auf, Mutter! Siehst du denn nit, daß ich nit anders kann? Ich sitze doch fest wie der Luchs im Eisen. Ich kann nit anders! Fünftausend Taler! Das Mariele . . ." Er knallte die Tür hinter sich zu, nach dem Garten zu gehen, traf im Hausflur den Sohn, der, zum Ausgehen gerüstet, die Treppe herabkam.

„Wohin willst du jetzt?"

„Ich geh zum Mariele."

„Willst du dich und mich dem ganzen Dorfe zum Spott machen?"

Rudolf zuckte die Achseln. „Ich glaube nit, daß einer darüber spottet."

„Heiliges Kreuz! Bist du denn ganz begriffsstutzig? Der Ender spottet darüber!"

„Was frage ich nach dem Ender!"

„Du nit, aber ich."

„Tut mir leid, Vater, und war sonst nit deine Art. Ich — geh zum Mariele!"

„Und ich leid's nit!"

Wieder zuckte Rudolf die Achseln. „Ich kann nit anders!"

Da stürmte der Bauer an dem Sohne vorüber und verschwand hinter der Scheunenmauer im Garten.

*

Rudolf kehrte noch auf einen Augenblick in die Stube zurück.

„Mutter, es tut mir leid, aber ich kann nit anders."

„Zeit lassen, Rudolf, nit gleich oben hinaus. Und nit vergessen, daß er dein Vater und daß er ein guter Vater ist."

„Habe ich zuviel gesagt?"

„Wäre manches nit nötig gewesen."

„Dann will ich's ihm abbitten."

„Gesagt ist gesagt."

Rudolf nahm der Mutter Hand. „Mutter, kannst du dir denn gar nit denken . . ."

„Alles kann ich mir denken. Daß du aber jetzt zum Mariele laufen mußt, das ist nix weiter als Trotz."

„Nein, Mutter, ich hab's versprochen. Was meinst du, wie lange sie schon auf mich wartet. Sie hat doch niemand. Ihre Mutter kann nit mit. Und nun ist sie ganz allein . . . und weiß doch, daß es nit gut ausgelaufen ist, denn sonst wäre ich eher gekommen."

Da nickte die Mutter. „Ihr jungen Leute! Immer gleich, als müßte der Himmel einstürzen. Bleib nit zu lange."

Als Rudolf draußen eben aus dem Tore trat, lief ihm der Ender in die Hände, der zum Vater wollte.

„Ist der Vater daheim?" fragte er.

„Ja, aber triffst's nit gut."

„Warum nit?"

Rudolf sah ihm fest in die Augen. „Grade vorhin hat er von dir geredet. — Was hast du gegen das Mariele?"

„Ich? Nit soviel." Der Mann schnippte mit dem Finger. „Was kann ich dafür, daß dein Vater fünftausend Taler verlangt?"

„Hat er das verlangt? Wann denn?"

„Frage ihn selber. Was geht's mich an. Ich habe mit mir zu tun. Und jetzt gehst du zum Mariele?"

„Wenn du's wissen willst, ja."

Er trat dicht vor ihn hin. „Ender, du hast Menschen, die dir nichts getan haben, bittere Not gemacht. Wärst du nit ein alter Mann, dann wollt ich dir's heimzahlen. So . . . Es kommt dir von selber heim."

Hinaus war der Bursche. Der Bauer aber verzog hämisch den Mund.

Minna Korn saß am Fenster, die Hände im Schoße, sinnend. Da trat Ender ein. „Tag."

„Tag, Ender. — Du kommst mir wie gerufen. Gerade dich brauche ich. Da kann ich mir den Weg zum Wirte ersparen."

„Was willst du beim Wirte?"

„Wissen, was gestern abend gewesen ist."

„Was soll gewesen sein?" Ender sah an den forschenden Augen der Frau vorüber. „Ist der Mann nit da?"

„Muß gleich wiederkommen. Er ist nur auf einen Sprung in den Garten gegangen."

„Ich wollte der Erle wegen mit ihm reden."

„Tu's nit. Ich rate dir. Du trifft's heute schlecht."

„Hab's schon vom Rudolf gehört. Der ist zum Mariele."

„Das ist er. Muß einmal aufhören, die Heimlichtuerei."

„Sage ich auch. Ich weiß gar nit, was dein Mann an dem Mariele auszusetzen hat."

„Nix. Gar nix. Wäre ihm keine lieber, aber . . ."

„Das mit den fünftausend Talern ist doch dummes Zeug. Darauf braucht **ihr** doch am allerwenigsten zu sehen."

„Wir sind keine reichen Leute, aber du hast nit unrecht. Rudolf braucht nit nach dem Gelde zu heiraten. — Und nun will ich wissen, wie das im Wirtshause war."

Ender hätte lieber unter der Dachtraufe gesessen, als vor den klaren, entschlossenen Augen der Hohlöfnerin. Er drehte und wandte sich, gab da eine Kleinigkeit zu und dort eine. Die Bäuerin aber war wie ein zäher Bergsteiger, der, wenn es not tut, sich mit seinem Blute festklebt. Schritt für Schritt erkämpfte sie, sah auch zuletzt nicht völlig klar, wußte aber doch, daß ihr harmloser, polteriger, überehrlicher Mann das Opfer eines niederträchtigen Streiches geworden war. Sie richtete ihre Augen voll und klar auf den Enderbauer, sprach, wie Rudolf vorhin gesprochen, aber innerlicher, mütterlich herzlich, und der Mann ward ganz klein und still vor ihr.

„Ich will's ihm ja zurückgeben", sagte er. „War ja überhaupt gar nit so ernst gemeint."

Minna Korn aber blickte ihn traurig an. „Da kennst du meinen Mann schlecht. Du hast ihm den Popanz Auslachen und Hanswurst hingestellt, er hat ihn angenommen, er ist der einzige, der ihn aus der Welt schaffen kann und wird. Darüber aber vergehen böse Wochen und Monate, vielleicht Jahre. Wenn ein Mann, wie der meine, etwas sagt, das wie Eisen ist, dann stirbt er, ehe er das nit hält. Ender, Ender, was hast du für Elend angerichtet! Das kannst du nit gewollt haben."

„Wahrlich nit. Ich will mit deinem Manne reden."

„Nutzt alles nix. Jetzt richtet auch der Herrgott nix mehr bei ihm aus. Das muß durchgebissen werden. Ich rate dir, komm andermal wieder."

Ender erhob sich, zu gehen. Als er auf die Tür zuschritt, trat der Hohlöfner herein, die Hand auf den Mund pressend.

*

Heinrich Korn war vorhin in tiefer Erregung hinaus in den Garten gegangen. Der von Grund aus gütige und harmlos heitere Mann war völlig aus der Bahn geschleudert. Hintergangen! Von wem? Von seinem Sohne und dem Mariele? Hm, auch mit und doch nicht eigentlich. Von seiner Frau? Offenbar hat sie mehr gewußt als er selber und doch sicher nichts Genaues und Bestimmtes. Von den Nachbarn? Warum hat sich der Schmied gestern auf die verschlungenen Hände geworfen? Auch sie hatten also allerhand gewußt und hatten nicht ein Sterbenswörtchen darum verloren. Warum nicht? Aus Falschheit? Hohlöfner, sei ehrlich. Das war nicht Falschheit, nur: Sie kennen dich alle, sie wissen, daß du dich von deinem raschen Herzen treiben läßt und wissen, daß man bei dir am allerwenigsten voraussagen kann, wie du eine Sache aufnehmen wirst. Und du hättest ja dem Mariele beide Arme entgegen gebreitet. Geld! Was fragst **du** nach Gelde? Du hättest über das ganze Gesicht gelacht, hättest das Mädel mit beiden Händen an seinen blonden Zöpfen gezupft, hättest . . . Ach, was hättest du alles vor Freude darüber angestellt, daß dein Rudolf ein so fixer, unternehmender Kerl ist, daß dir das Mariele Enkelkinder schenken wird, daß . . . Und nun! Ender! Du — Satan! Aber so schlecht kannst auch du nicht sein, daß du bis aufs Tüpfelchen gewußt hättest, was du machst. Du bist auch ein Mensch, bist Bauer und Vater! Und — wie war das doch? — Herrgott, **ich** habe ja selber das verrückte Wort gesagt. Ich, ich!

Es war eine ehrliche Selbstkritik, aber sie war doch nicht so gründlich, daß sie die Stützen ganz verschmäht hätte. Wie der Rudolf vorhin gesprochen! Gleich vom Fortlaufen. Aber . . . Er hatte recht. Das kann man ihm nicht zumuten, daß er alt und grau wird. Und alles um fünftausend Taler! Ja, aber in demselben Maße um das Auslachen, um den Hanswurst. Grade weil der Hohlöfner so heiter ist, weil er gern neckt, lauert er darauf, daß ihn keiner für einen Hanswurst nimmt. Er weiß, daß er eigentlich immer auf der Messerschneide läuft. Diesseits ist er überlegen, jenseits ist er ein Narr. Und er ist kein Narr! Er ist ein Mann, der selbst im Scherz männlicher ist als die meisten. Warum soll ein Mann nicht scherzen und lachen können? Ihm, dem Hohlöfner steht die Nase nun einmal so, und er kann nicht aus seiner Haut. Von nun an knurrend durch die Tage gehen, wortlos am Mariele vorüber?

Dem Bauer ist die Pfeife ausgegangen, wütend schreitet er auf sein Bienenhaus zu, reißt die Tür auf, knallt sie in das Schloß. Die Bienen aber sind erregt. Ein ganzes Volk will wandern, eine neue Staatengründung steht bevor, Dinge, an Ernst nicht zu überbieten. Und da fährt einer mit Geknall und tolpatschigen Händen dazwischen!

Heinrich Korn blickt auf das Gewimmel. Wie sie rennen, surren, schwirren. Wie bei den Menschen, wie vorhin in der Stube des Hohlofenhofes! Ist denn heute alles verrückt? Die Schwüle, die Auseinandersetzung, das aufgeregte Hin und Her im Bienenstock, des Sohnes Drohung: Dann treibst du mich vom Hofe!

Da: Tüt tüt. Die Königin tutet. Es geht dem Bauern durch Mark und Bein. Auswandern, einen eigenen Herd bauen wie — sein Sohn und das Mariele?

„Mußt mir das auch noch sagen, dummes Viehzeug?" keift er, poltert heraus aus dem Bienenhause, knallt wieder die Türe zu, daß das ganze Haus schüttert, will davongehen. Will **gehen** und — rennt doch zuletzt; denn die beleidigten Bienen sind über ihm.

Der Hohlöfner läßt sie sich sonst über die Hände laufen. Heute, — er ist ganz von Sinnen, — schlägt er nach ihnen. Piek, der Stich saß im Nacken, piek, der auf der Rechten. Da ist sogar ein Vieh ins Hosenbein gekrochen. Au! Klatsch. Dunnerlichting. Der Stich saß in der Unterlippe. Jetzt rennt der Hohlöfner, schlimmer als vor acht Tagen der kleine Adolf Heger. Jetzt ist er im Hausflur, jetzt reißt er die Tür auf, und — da steht Fritz Ender.

„Was willst **du**?"

„Mit dir reden. — Kannst wohl nit einmal mehr willkommen sagen?"

„Dir nit mehr." Und immer hält der Hohlöfner die Hand vor den Mund. Wie das anschwillt! Das geht binnen Ja und Nein. Ein paar rasche Schritte vor den Spiegel. Richtig, der Mund ist, als wäre er vorgeschuht. Wieder die Hand davor. Das braucht der Ender nicht zu sehen. „Was willst du? Mach's kurz." Es klingt bereits, als würde mit dem Stampfer Kartoffelbrei gerührt.

„Wir müssen der Erle wegen reden. Die muß weg. Schattet mir zuviel und tut mir zuviel Schaden an der Wiese."

„Ist recht. Gerade wie ich's haben will."

„Vater!" Die Bäuerin legte ihm mahnend die Hand auf den Arm.

Der Mann schüttelte sie ab. „Hast etwa Mitleid mit dem? Das wäre gerade richtig. — Die Erle ist mein!"

Und Ender ruhig: „Das eben wissen wir nit. Ich habe keine Lust, mit dir zu prozessieren. Wir müssen ausmessen lassen."

Der Hohlöfner juckte sich am Bein, malmte die Worte wie Brei, wirkte komisch und erhöhte die Wirkung durch seine Erregung.

„Ausmessen? Prozessieren? Den Deibel tu ich! Nix wird gemacht."

Dabei riß er die Hand vom Munde. Die Unterlippe hing herab wie ein breiter Hemmschuh.

Erst stutzte der Enderbauer, dann überwog das Lächerliche allen Ernst derart, daß er laut auflachte und in die Hände schlug. „Hohlöfner, in aller Welt! Wo hast du denn **den** Hemmschuh gekauft?"

Das war unklug. Der Hohlofenbauer hob die Faust, sein Weib mußte dazwischen springen, fluchte und brachte doch kein Wort mehr deutlich heraus.

„Nun erst recht ist die Erle mein. Wäre mir bei einem anderen nit darauf angekommen, aber dir — keinen Span!"

„Hohlöfner," entgegnete der Enderbauer, jetzt wieder der hämische Mann, „setz auf eine Dummheit die zweite. Ist deine Sache. Jeder, wie's ihm paßt, aber das sage ich dir: Die Erle steht nit mehr so lange wie dein Vorlegschloß vor dem Maule hängt. Bis du das abgehängt hast, liegt der Baum. — Ich hab nix mehr zu sagen. Lebt wohl."

(Fortsetzung folgt.)

Tante Agathe und die Waage.

Skizze von Kurt Mathias Ekteim.

Das Wörterbuch reicht mir, Freunde, bevor ich die traurige Mär von Tante Agathe anhebe. Ah! Da haben wir's also! Man schreibt aichen wie eichen. Und Wage wird Waage geschrieben. Beisammen sind wir, fanget an!

Tante Agathe zeichnete sich von jeher dadurch aus, daß sie wog. Zwischen zweihundertfünfzig und zweihundertsechzig Pfund nämlich. Und ferner zeichnete sie sich dadurch aus, daß sie sich für schlank hielt.

Der Photograph Batzel hat sie photographiert. Im Profil. Zwei von den verschiedenen Kinnen Tante Agathes hat er wegretuschiert, was man ihm hoch anrechnen muß und was er Tante Agathe auch hoch angerechnet hat. Tante Agathe ist in diese Photographie, auf der sie so schlank aussieht, mit Leib und Seele verknallt, und das will bei ihrem Umfang allerhand heißen.

Neulich ging ich mit Tante Agathe spazieren.

Sie wälzte sich langsam vorwärts und blieb plötzlich blinzelnd stehen. „Kurt!" sagte sie und deutete mit dem Schirm in den Eingang eines Kaffeehauses, „schieb mich mal da hinauf!"

Tante Agathe ist unsere Erbtante. Wenn sie einen von uns um etwas bittet, wird es postwendend getan.

Ich schob Tante Agathe keuchend auf die Waage, denn um eine solche handelte es sich, goldlockige Leserin.

„Gib mal 'n Groschen her!" stöhnte sie prustend.

Ich tat wie geheißen.

Zitternd vor Aufregung steckte Tante Agathe den Groschen in den Schlitz. Es surrte in der Waage, es schnurrte, rauschte und klappte schließlich. Bebend vor Neugierde griff Tante Agathe nach der abgestempelten Karte, die das Gewicht angab, und schrie erbleichend auf: „Die Waage funktioniert nicht. Zweihundertdreiundsechzig Pfund! Das kann ja unmöglich stimmen. Wo ich doch schon seit acht Tagen eine Apfelsinenkur mache und täglich nur noch ein halbes Pfund Wurst zum Abendbrot esse! Man müßte sich beschweren. Unverschämtheit! Die Leute sollen doch keine Waagen aufstellen, wenn sie sie nicht in Ordnung halten können."

Ich stimmte Tante Agathe erregt zu (Ich stimme allen Erbtanten grundsätzlich erregt zu).

„Kurt", jammerte die Tante, „wir gehen zu Herbig. Wenn es nun doch wahr wäre! Mit den 263 Pfund!"

Schön. Wir gingen zu Herbig. Frau Herbig gehört auch zu den Dicken, sie hat sich für ihren Privatgebrauch eine Waage gekauft.

„Sie sehen gut aus", sagt Frau Herbig zu Tante Agathe, „so wohlgenährt, Ihnen merkt man die Wirtschaftskrise wahrhaftig nicht an."

Tante Agathe kniff böse die Augen zusammen. „Soso!" zischte sie. „Ich wollte mich bei Ihnen bloß mal wiegen." Und schon stand sie auf Frau Herbigs Waage für den Hausgebrauch.

Und stieß einen entzückten Schrei aus: „Zweihundertachtundvierzig! Na, das ist doch noch ein Wort. Das läßt sich hören."

Sie schüttelte der neidischen Frau Herbig die Hand und sagte: „Wenn Sie tüchtig hungern, bringen Sie es vielleicht auch noch mal auf zweihundertachtundvierzig. Kurt! Wir gehen."

Und schon war sie draußen. Zog mich in die Konditorei von Wegeler. Verzehrte fünfzehn Mohrenköpfe mit Schlagsahne und einen halben Streußelkuchen. Wollte eben gehen. Als ihre Augen zu leuchten begannen. Im Hinterzimmer der Konditorei stand eine Dezimalwaage.

„Kurt", sagte Tante Agathe, „frag mal Frau Wegeler, ob ich mich hier wiegen kann".

Ich erhielt sofort die Erlaubnis. Ja, Herr Wegeler selbst übernahm das Geschäft des Wiegens, legte eigenhändig die Gewichte auf und rechnete das Gewicht der vor Spannung und Streußelkuchen bald platzenden Tante aus.

„Zweihundertzweiundvierzig."

„Wieviel?" fragte die Tante ungläubig.

„Zweihundertzweiundvierzig."

„Ach, das glaube ich nicht."

„Bitte, überzeugen Sie sich selbst. Auf dem Wiegebrett stehen vierundzwanzig Pfund und zweihundert Gramm. Multiplizieren Sie das mit zehn — da kommt zweihundertzweiundvierzig 'raus."

Tante Agathe blühte unter dem Hauch dieser freundlichen Worte, die ihr wie himmlische Musik klangen, sichtlich auf. Sprang von der Waage herunter und küßte Herrn Wegeler. Dieser flüchtete entsetzt in das Gastzimmer.

Tante Agathe trällerte selig: „In einer kleinen Konditorei, da saßen wir zwei und fraßen für drei."

„Eine herrliche Waage!" sagte sie auf dem Nachhausewege.

„Eine ideale Waage!" bestätigte ich.

„So etwas von Waage gibt es in ganz Mitteleuropa nicht noch mal."

„Eine ganz charmante Waage."

„Köstlich!"

„Unbezahlbar!"

„Zum Anbeißen!"

In mir reifte ein genialer Plan. In einer Woche hatte Tante Agathe Geburtstag. Ich beschloß, ihr die schönste Waage von Mitteleuropa zu schenken. Brachte die Tante nach Hause. Brauste zu Konditor Wegeler zurück. Handelte ihm seine Dezimalwaage ab. Bekam sie schließlich für hundert Mark. Bezahlte bar.

„Schicken Sie sie mir heute in acht Tagen zu!" sagte ich.

„Wird gemacht", schmunzelte Wegeler.

Frohlockend ging ich nach Hause!

Die Erbschaft war sichergestellt. Wie würde sich die Tante freuen! Wie würde sie sich dankbar erzeigen wollen. Wie würde sie mich in ihr Herz schließen.

Und so kam ihr Geburtstag heran.

Ein Bäckerjunge brachte die Waage angefahren. Ich riß sie ihm aus den Händen. Trug sie wie eine Geliebte die Treppe hinauf. Sauste hinunter. Empfing die Gewichte.

Sauste in die Wohnung zurück. Zerrte Tante Agathe aus ihrer Sofaecke. Zeigte ihr die Waage. Sie fiel mir um den Hals. „Kurt! Kurt! Du Einziger! Süßer!" jubelte sie. „Hach nein, du Prachtbengel! Wiege mich!"

Ich schob Tante Agathe auf die Waage. Und wog sie. Was soll ich Ihnen sagen: „Sie wog dreihundertzehn Pfund! Drei — hundert — zehn!"

Ich erbleichte. Die Tante fiel in Ohnmacht. Der Bäckerjunge, der mir gefolgt war und grinsend an der Tür stand, sagte: „Einen schönen Gruß vom Meister, und er hätte die Waage vor der Ablieferung eichen lassen. Vorige Woche wäre sie falsch gegangen. Jetzt geht sie richtig . . ."

Und nun weiß der Leser, warum ich im Wörterbuch nachgesehen habe, wie man eichen schreibt. Und warum mich Tante Agathe enterbt hat, ahnt er vielleicht auch . . .

Wie wird man Tänzer?

Von Tramar Kasarvina

(der berühmten russischen Ballettänzerin).

Junge Menschen, die mit dem Gedanken spielen, Berufstänzer zu werden, sollten sich diesen Schritt im voraus reiflich überlegen. Jeder Eintritt in einen Beruf will wohl bedacht sein, dennoch möchte ich als professionelle Tänzerin darauf hinweisen, daß dies in besonderem Maße für die tänzerische Laufbahn gilt.

Vorausgeschickt sei, daß gerade der Kunsttanz als einer der schwierigsten Berufe angesehen werden muß, die jemand ergreift; nur wer ihm längerer Zeit seine ganze Kraft gewidmet hat, kann dies ermessen. Jahre angestrengter Studien und Praxis gehören meistens dazu, um ein erstklassiger Tänzer zu werden. Viele Tänzer, besonders solche der jüngeren Generation, verfallen in den Fehler, die Schwere und den Umfang der von ihnen zu leistenden Arbeit zu unterschätzen, und auch in der Öffentlichkeit herrscht die Ansicht vor, das Tanzen sei eine Kunst, für deren Erlernung und Ausübung einige Stunden am Tage genügen. Das ist ein völliger Irrtum. Außer der eigentlichen Praxis sind noch manche anderen Voraussetzungen erforderlich, um einem Tänzer zum Erfolge zu verhelfen. Zunächst eine gute Erziehung. Sie erleichtert ihm sein Vorwärtskommen ganz

erheblich. Gewiß soll das Tanzen als Hauptstudium von seinen Jüngern betrieben werden, daneben aber auch eine intensive Beschäftigung mit anderen bildenden Künsten. Heute verlangt man von einem Tänzer ganz allgemein ein reges musikalisches Verständnis und gute Kenntnisse der Kunstgeschichte, insbesondere der Choreographie, sowie der antiken und neuen Tanzkunst. Ein Tänzer, der sich grundsätzlich mit diesen Nebengebieten seiner Berufsbildung nicht beschäftigt, ist gegenüber seinen einsichtigeren Kollegen meistens im Nachteil.

Auf dieser sorgfältigen Berufsausbildung beruhte jahrelang die Überlegenheit des Durchschnitts russischer Tänzer über dem der Tänzer in anderen Ländern. Musik und Tanzen galten schon vor dem Kriege in den meisten Schulen Rußlands als Pflichtfächer. Russischen Mädchen, die Tänzerin werden wollten, wurde somit bereits während ihrer Schulzeit Gelegenheit gegeben, ihre tänzerischen Fähigkeiten frühzeitig zu entwickeln. Ein Zustand, wie er früher kaum in anderen europäischen Ländern anzutreffen war. Ich persönlich halte es fast für unmöglich, ohne künstlerische Studien ein bedeutender Tänzer zu werden. Es rächt sich früher oder später, wenn einem Tänzer diese allgemeinen Bildungsgrundlagen fehlen. Aber theoretisches Wissen allein genügt naturgemäß auch nicht, um einen Tänzer zu Höchstleistungen zu befähigen. Es gehört auch **Temperament**, das Haupttalent Terpsichores, dazu. Nicht jeder kann glücklicherweise tanzen. Das gäbe eine verrückte Welt, wenn alles tanzte! Aber Menschen, die dieses Talent zum Tanzen besitzen, glauben allzu leicht, nichts sei müheloser für sie, als Kunsttänzer zu werden. Just das Gegenteil davon ist in der Regel zutreffend. Das Tanzen als Kunst erfordert härteste Selbstzucht und Arbeit. Einer glücklichen Verbindung von Talent, Erziehung und Arbeitsamkeit verdanken fast alle großen Tänzer ihren künstlerischen Ruhm. Trägheit, aller Laster Anfang, führt, wie meistens im Leben so auch beim Tanzen, zu keinem nennenswerten Erfolge. Erforderlich ist ferner für den Tänzer ein gut entwickeltes **Vorstellungs- und Gestaltungsvermögen**, beides Eigenschaften, welche durch entsprechende künstlerische Studien noch vergrößert und veredelt werden können.

Nun denken gewiß viele Leute, daß somit das Kunsttanzen alles andere als ein Vergnügen ist, wenn so hart und emsig gearbeitet werden muß, um als Tänzer greifbare Erfolge zu erzielen. Diese Ansicht teile ich nicht, weil ich weiß, daß uns Menschen am meisten Freude bereitet, was mühsam und hartnäckig erarbeitet werden mußte, und die tänzerische Höchstleistung bildet hiervon keine Ausnahme. Einem Tänzer, der zielbewußt an sich arbeitet, winken genug Freuden. Zu der, ein bestimmtes Ziel endlich doch erreicht zu haben, kommt das freudige Vertrauen zum eigenen Können und gesellt sich vor allem die Freude, seinen Mitmenschen, dem Publikum, mit einer künstlerischen Darbietung etwas Schönes zu bieten.

Das Tanzen ist eine Kunst, mit deren Studium man nicht früh genug beginnen kann. In dieser Beziehung war ich vom Glück begünstigt. Mein Vater hielt viel vom Tanzen, und ich, als seine gelehrige Schülerin, lernte während meiner ersten Lebensjahre mancherlei von ihm. Ihm verdanke ich die Grundlagen meiner künstlerischen Bildung. Ich selbst lebte durch ihn in einer Atmosphäre tänzerischer Interessen und fand viel früher als gemeinhin andere Mädchen Gefallen an dieser Kunst.

Der moderne **Ballettanz** ist heute übrigens viel interessanter und abwechslungsreicher, als er es früher war, und hat insbesondere während der letzten fünf bis sechs Jahre große Fortschritte gemacht, was man vom Gesellschaftstanz im allgemeinen nicht so sehr behaupten kann. Die Gesellschaftstänze gleichen sich mehr oder weniger und entbehren somit, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen, eine bestimmte künstlerische Note. Ich habe immer sehr bald genug von ihnen und außerdem auch wenig Zeit, mich intensiv mit ihnen zu beschäftigen. Unsere Großväter und Großmütter tanzten ihre Rundtänze jedenfalls schöner und legten großen Wert darauf, jeden Schritt auch richtig zu tanzen. Heute wird in dieser Hinsicht viel laxer und oberflächlicher getanzt, was mir als ein großer Fehler erscheint. Es wäre wirklich besser, wenn manche Menschen sich mehr Mühe geben würden, auch ihre Gesellschaftstänze richtig tanzen zu lernen. Ich habe jedenfalls festgestellt, daß man das Tanzen nicht in Eile ordentlich lernen kann, eine Beobachtung, die ja auch für die Erlernung anderer Künste zutrifft.



*** Drama einer Spionin.** Ein Fall, der sich wie ein abenteuerlicher Kriminalroman anhört, hat in Warschau das größte Aufsehen erregt. In einem kleinen Wald, der den Warschauern als beliebter Ausflugsort dient, ist vor kurzem die Leiche einer bildschönen, elegant angezogenen jungen Frau gefunden worden. Die Leiche war an einem Baum fest angebunden. In der Hand hielt die tote Frau eine goldene Handtasche. Sowohl die kostbaren Ringe, wie das wertvolle Kollier um den Hals waren da. Ein Raubmord war demnach ausgeschlossen. Der Warschauer Polizei gelang es bald, die Persönlichkeit der Toten zu identifizieren. Es war eine Geheimagentin des polnischen Nachrichtendienstes und fiel als Opfer ihres gefährlichen Berufes. Die Tote galt als eine der geschicktesten und zuverlässigsten Mitarbeiterinnen des Nachrichtendienstes. Vor einiger Zeit erhielt die schöne Frau von ihrem Chef den Auftrag, einen gefährlichen Geheimagenten einer fremden Macht, der in besonderer Mission nach Warschau gekommen war, zu überwachen. Sie sollte herausfinden, worin der Auftrag ihres Gegenspielers bestand. Die schöne Spionin löste ihre Aufgabe glänzend. Sie machte die Bekanntschaft des ausländischen Geheimagenten und begann einen Flirt mit ihm. Das Paar traf sich öfters in Konditoreien und Cafés, besuchte Theater und Konzerte und machte gemeinsame Ausflüge. Die Spionin verstand es, ihren feindlichen Kollegen so zu fesseln, daß er ihr seine ganze freie Zeit widmete. Bald waren ihr alle Pläne des Gegners bekannt, worüber sie ihren Chef unterrichtete. Der Geheimagent wurde aber in Ruhe gelassen und führte sein angenehmes Leben in Warschau weiter. Er wußte zuerst nichts von der Rolle seiner Freundin, in die er richtig verliebt war. Schließlich aber erregte eine unvorsichtige Bemerkung der jungen Frau in ihm einen berechtigten Verdacht. Der Geheimagent ließ seine Freundin von seinen Kollegen überwachen und konnte bald die Entdeckung machen, daß er sich in das Netz einer polnischen Gegenspielerin verstrickt hatte. Der Spion beschloß, Rache zu nehmen. Er lud die junge Dame zu einer Autofahrt ein, stieg mit ihr aus, erdrosselte sie abseits vom Wege im Walde, band die Leiche an den Baum, setzte sich in sein Auto und flüchtete aus Polen.

*** Der verhängnisvolle Kuß.** Vor wenigen Tagen spielte sich in dem kleinen Dorfe Tovolje in der Woiwodina ein ungewöhnlicher Vorfall ab. Ein Bauer aus dem genannten Dorfe arbeitete die Woche über in einem Walde und kehrte jeden Sonnabend nach Hause zurück. Seiner jungen Frau wurde die Zeit lang, und so gab sie den Werbungen eines jungen Burschen Gehör. Der pflegte jeden Abend zu ihr zu kommen, ausgenommen Sonnabend und Sonntag, wenn der Bauer zu Hause war. Eines Sonnabendabends hatte der Bursche in fröhlicher Gesellschaft gezecht und schlich sich nach dem Gelage zum Hause seiner Geliebten, da er ganz vergessen hatte, welcher Tag es war. Der Bauer wurde durch ein lautes Klopfen an der Tür aus dem Schlafe gestört und weckte seine Frau. Diese ahnte, wer der nächtliche Klopfer sein könnte und sprang rasch aus dem Bett: „Lasse nur, ich werde nachsehen!“ Der Bauer aber, fürchtend, daß es ein Räuber sein könne, drängte die Frau zurück und ging selbst zum Tor, das er vorsichtig öffnete. Im selben Augenblick fühlte er sich von zwei starken Armen umfaßt und auf seinen Lippen brannte ein heißer Kuß. Erschreckt sprang der Bauer zurück, griff nach einer Axt und versetzte dem liebestollen Burschen einen mächtigen Schlag auf den Kopf, daß dieser blutüberströmt und bewußtlos zu Boden stürzte. Als der Bauer dem Ohnmächtigen ins Gesicht leuchtete, war ihm der Zusammenhang klar. Er jagte seine Frau trotz ihrem Leugnen aus dem Hause und stellte sich dann selbst den Gendarmen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.